

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 261.

Dienstag, 8. November

1927.

(25. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Rehmerbill starrt auf sie herab; die Seide spannt sich an ihrer Kroupe; er steht die bepuderten Brüste wild gehoben und senkt wie einen Blasebalg.

„Mein Gott!“ denkt er. „Ist dies möglich!“

Aufs äußerste gereizt, ergreift er sie unter den Achseln und schiebt die ihm entgegenquellende mit sanftem, aber unwiderstehlichem Nachdruck zurück. Sie preßt die Arme an den Leib, um seine Hände festzuhalten; mit hartkammernden Fingern ergreift sie seine Arme und hat dann plötzlich, mit elastischem Griff, seinen Kopf herabgezogen. Wohin es treffen will, bedeckt sie ihn mit durstig saugenden Küßen.

„Laß das!“ brüllt er und befreit sich mit einem Ruck. Er fährt sich über die Haare und begibt sich wirt auf seinen Stuhl.

„Otto“, heult sie. „Stoß mich nicht von dir!“

Hendrijs greift nicht ein. Er fährt sich mehrmals hastig über den lachschwarzen Scheitel und leckt sich nervös die Lippen.

„Bardon“, bringt er hervor. „Ich werde Zeuge einer Szene . . . Was ist das Antjal Was tust du! — Aber du siehst daraus, Doktor, wie sie dich liebt . . . Sie ist fassungslos.“

Rehmerbill starrt die beiden an. Hendrijs ist einen Kopf größer als er, eine Pioniergestalt. Auch Antja (das hat er gerade gespürt) hat ihr Gewicht. Es ist eine geschlossene Phalanx; ein Alpdruck. — Er steht auf; er geht in sein Laboratorium. Er schließt die Tür und läßt sich auf einen Stuhl fallen, neben den Tisch mit den Instrumenten.

Es flimmert ihm vor den Augen.

„Was tue ich nur“, geht ihm durchs Hirn. „Wie werde ich sie los . . .“

Mit einmal spürt er die kleine saugende Schwäche. Wie ein Brodem, wie ein Gift ist es aus dem gelösten Körper dieser Frau gestiegen. Ein Duft wie aus den lautlosen Schacherhöhlen Solos.

Er klammert sich in Gedanken an Nora. Kristallklar dringt es auf ihn ein.

„Mach dich frei“, hört er sie sagen, unberührt, led und kühl. „Mach dich frei von Indien . . . Folge mir und alles ist gut. — Ha, was macht das aus! Sie können ihm nichts mehr anhaben! In drei Wochen sitzt er auf dem Schiff!“

Aber einstweilen steht ihm noch ein Kampf bevor, ein verdammter Kampf . . . Der Teufel! Ist er Herr in seinem Haus oder ist er's nicht? — Fiebernd sucht er nach Kokain.

„Otto!“ hört er eine feine Stimme und graue Augen sehen ihn durchdringend und beschwörend an. „Tu's nicht, Otto! Du hast geschworen!“

Er schließt die Augen, Schweiß bricht ihm aus. Von draußen hört er murmelnde Stimmen. Dort überlegt man, plant, intrigiert; dies alles war bloß eine Einleitung, eine captatio benevolentiae . . . Diese Indos haben noch mehr auf der Pfanne! Ah! Es muß gehen . . . Er darf nicht nachgeben! Sonst wird er klein, klavisch, geschmacklos, dumm . . .

Mit verzerrtem Gesicht gibt er das Suchen auf; dann

ergreift er die Whistflasche und nimmt einen gewaltigen Schluck. Der rohe Alkohol brennt ihm in der Kehle. Sein Herz tut ein paar vereinzelte heftige Schläge.

„Ich werde euch schon zeigen“, murmelt er, „wo ihr hingehört . . . Ihr werdet was erleben . . .“

Das blonde Gesicht des Referendarius lächelt ihm zu; er hört sein sonniges Lachen.

„Gib's ihnen, Doktor! — Gottverdammich! Bist du nicht Mannes genug, um fertig zu werden mit dem Geschmeiß?“

Elastisch strafft er sich; der Puls durchdringt ihn mit vollen kraftpendenden Stößen. Er bleibt einen Augenblick stehen; dann reißt er die Tür auf und geht mit schier schlendernden Schritten zur Veranda zurück. Nonchalant setzt er sich auf den Stuhl. Mit einer gewissen Verschämtheit blickt er in zwei Gesichter, deren Augen an seiner Miene saugen.

„Nun?“ würgt Antja hervor. „Hast du dir überlegt, Otto?“

„Ich habe mir inzwischen überlegt, wie ich diesen Anerkennlichkeiten gründlich einen Riegel vorschieben kann. Ihr seid doch Holländer, he? Europäer, was?“ Seine Oberlippe kräuselt sich; er zupft sich am Schnurrbart. „Ihr stammt aus einer Pionierfamilie . . . das ist Empfehlung genug.“

„Was willst du damit sagen?“ erkundigt sich Hendrijs. Sein fahles, languasiges Gesicht gewinnt denselben Ausdruck, den Rehmerbill schon erlebt hat, als sie sich während des Balles im „Des Indes“ fast streiften . . . es wird dumm vor Haß.

„Nun gut . . . Ich will damit sagen, daß man unsere schwebende Frage nach europäischen Gesichtspunkten regeln muß, und nicht nach Landesitten. Man hocht sich bei uns nicht auf den Boden, wenn man plaudert. Man hat einigen Stolz im Leibe, sozusagen Selbstachtung, und die laßt ihr mächtig vermessen.“

Hendrijs zuckt zusammen wie unter Peitschenschlägen. Trotzdem bleibt er sitzen. Antjas Gesicht ist ausdruckslos.

„Wenn wir genau wüßten“, jagt endlich Hendrijs, „daß du ganz unbeeinflusst handelst, wäre die Sache anders. Du gibst uns Anstandslektionen. Das stecken wir ein. Doch man hat dich im vornherein gegen uns aufgebeht!“

„Wieso? Ich wünsche euch das Beste! Aufgebeht soll ich sein? Von wem? Gegen euch? Warum? Ich bin ein Mann meiner eigenen Entschlüsse.“

„Aber vorher läßt du sie dir abstempeln. In Buitenzorg. Wir wissen, woher du deine Entschlüsse beziehest.“ Hendrijs' Stirn wird wulstig, er hat einen Trampf ausgespielt. „Jener Mann —“ fährt er satt fort, „hat es darauf angelegt, Antja und dich auseinanderzusprennen. Das ist nicht nur persönliche Bosheit. Das ist Prinzip!“ Er lacht auf; es klingt nicht hübsch; es ist ein hohes Kreischen in Fisteltönen. „Aber es wird ihm nicht gelingen!“

„Meinst du etwa Heyermans!“ fragt der Doktor mit farblos schleppender Stimme. „Mein Lieber, du bist

auf dem Holzweg. Heyermans hat sich nie in mein Verhältnis zu Antja gemischt."

"Nicht zu Antja . . . Aber hat er nicht dein Verhältnis zu uns allen verdorben? Ah! Auf ein Piedestal hebt er dich, und du schiebst ihn noch höher; und da thront ihr Reibrücker und macht den großen Fischzug. Und wir, wir, in unserer Heimat, sind minderwertiges Krappzeug! Ganz minderwertig! Von uns schöpft ihr den Rahm ab! Unsere Frauen schmeißt ihr uns entwertet wieder nach wie ausgelutschte Manggas! Mit einem Trinkgeld!" Er schnaubt schwer und zückt sein Taschentuch.

"Minderwertig . . . das war dein Ausdruck, wie?"

"Schuft!" schreit Hendrijs. Er tobt. Er neigt den Kopf wie ein Stier. Kehmerdill hebt den Korbstuhl.

"Hendrijs!" kreischt Antja. "Bergreife dich nicht! Du siehst ja, er ist krank!"

Erschlaffung kommt über den Riesen. Seine braungelben Augen sind kugelförmig hervorgebrungen.

"Otto", sagt Antja sanft, "warum reizest du ihn so?"

"Ich . . . reiz . . . ihn?" — Kehmerdill hält sich an der Wand fest.

Dann steckt er die Hände in die Taschen und wiegt ältlich den Kopf.

"Was für große Kinder ihr seid!"

Hendrijs verzieht plötzlich den Mund zu einem breiten Grinsen.

"Kinder, was? Ungezogene Kinder . . . Muden sie auf, dann schiebt man sie heim. Ich sehe, Doktor, du hast deinen Urlaub zu kurz bemessen. Erhole dich ganz! Sonst leidet deine Praxis."

"Soll das eine Drohung sein?"

"Was macht man sich schon aus den Drohungen von Kindern . . . Außerst du dich noch schriftlich?"

"Ja, recht bald. Dieser Unfug muß ein Ende haben."

"Unfug . . . Nimm dir einen anderen Notar als Peter, der kommt dich zu teuer."

Sie gehen.

Der Tritt auf die Viper.

Es ist in Buitenzorg auf der Veranda des Referendariums.

"So ist das also, Doktor. In drei Wochen fährst du ihr nach", sagt Heyermans und saugt höchst gedankenvoll an seiner schwarzgerauchten langen Pfeife. Ein hellblonder Haarbusch sitzt über seiner Stirn; sein gesundes, rotes Gesicht ist in Falten zerlegt und seine blauen Augen grübeln. "Du hältst mich mächtig in Atem; das muß ich sagen. Du bist ein verdammt glücklicher Hund. Aber wie alle Menschen, denen alles gerät, bist du ein wenig blind dafür, was du anrichtest. Du gehst los wie Napoleon; doch in deinem Kielwasser schwimmt Pech. — Na, prost."

Er schwenkt sein Glas, leert es und stellt es grimmig auf den Tisch.

"Roos", sagt hier der Doktor etwas pikiert, "ich bin mir nicht bewußt, dir je mit Absicht Unannehmlichkeiten . . ."

Heyermans schlägt eine seiner sonnigsten Lachen auf. Er haut sich auf die Schenkel, er krümmt sich im Stuhl; seine Augen tränen. Lange kann er sich nicht beruhigen; endlich gelingt es ihm. Kehmerdill sieht sich dies Gebahren mißtrauisch an.

"Ich freue mich, dich bei so wundervollem Humor . . ."

Heyermans winkt mit der Pfeife ab.

"Der ist da. Gott sei Dank."

"Ja, aber zum Teufel . . ."

Roos schüttelt sein blondes Haupt und wird etwas lachlicher.

"Ich habe mit keinem Sterbenswort behauptet, Doktor, daß du mir je mit Absicht an den Karren gefahren bist. Du hast vorhin sehr drollig erzählt, wie Rufuma zu deinem früheren Patienten, van Kersten, kam, und gebrauchtest in diesem Zusammenhang den Ausdruck: Origineller Zufall. — Mein Freund; in Indien gibt es keinen Zufall. Originell ist oft nur die Weise, wie er arrangiert wird. Die Adresse hattest du mir auf einen Wisch notiert; und dieser (das schrieb ich dir) verschwand vorübergehend von meinem Schreib-

tisch. So wahr es weiße Ameisen hier gibt . . . Nun, ich dachte nicht daran, und am allerwenigsten an die langen Finger dieses Herrn Rufuma. Und nun kommt ein Punkt . . ." — er wird plötzlich todernt, — "wo ich mir verdammt Vorwürfe mache. Ich war ein trauriger Esel."

"Bist du nie. Trotz Herrn Erdbrinks wohlwollender Meinung."

"In diesem Fall leider ja. Mein Chauffeur Darmawan ist sonst ein nüchternen Bursche. Er war drei Tage lang voll Genever und fuhr da draußen die halbe Kanarienallee kaputt, und das unter der Nase des G. G., der gerade einen Ausflug machte. Blendend für meine Chancen. Und woher stammte das Geld für diesen Rausch? Wer finanzierte diesen Tornado durch die Paragraphen? — Unser Freund Rufuma . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Helden flüchten.

Eine sibirische Erinnerung von Joseph W. Bester.

Immer wieder hört man von den Sibirialen: "Sibirien ist ein böses Land: neun Monate Winter und drei Monate Fliegen." Ich muß sagen, mir war der Winter über der Gedanke an die Fliegen ganz und gar nicht so schrecklich vorgekommen. Fliegen? Nun gut! Wenn schon! Fressen würden sie uns ja auch nicht gleich. Wenigstens war es Sommer, es war warm, die Wölfe würden sich in schone und feige Hunde verwandelt haben, zu essen gab es genug, kurz und gut, der Sommer erschien Inquill und mir wie ein Paradies.

Ungeahnt rasch, wie er gekommen, zog der Zauber des Frühlings vorüber, der Lichtgrüne, blütendurchwirkte Teppich der Steppen verbläute, braun, gelb und ausgedörrt stand das Gras, und immer öfter färbte sich der Nachthimmel mit dem schwelenden, dunstig alufühenden Rot der Feuersbrünste, wenn irgendwo die Steppe brannte. Nur an den Fluß- und Bachufern und im Sumpfgelände lockte das Gras, saftig und grün, noch Wild und Herden herbei.

In einer etwa 150 Werst südwestlich von Irkutsk gelegenen verlassenen Wiesnaja (Forsthaus) hatten wir unsere Sommerresidenz vor kurzem aufgeschlagen. Raum zehn Minuten von uns entfernt begann der Urwald, die Taiga, in die sich zur Linken ein breites, tiefreichendes Sumpfgelände hineinzog. Da entdeckten wir eines Tages, daß dieser Sumpf ein wahres Beerendorado war.

Obst gibt es in Sibirien nicht. Man hat oft genug Anpflanzungsversuche gemacht, vergeblich. Der Winter ist zu lang und zu streng, die Tropenglut der Sommertage dagegen macht wieder alle Säfte lebendig, die dann allzu oft abends einfrieren und die Rinde des Baumes sprengen. Alle Umhüllungen mit Stroh und ähnlichen Schutzmitteln haben sich als unzulänglich erwiesen.

Um so mehr freuten wir uns unserer Entdeckung. Ein Riesenvorrat von "Warenni", dieses besten, einfach durcheinander gemischten Einsiebesobstes der Welt, sollte uns noch im Spätherbst wohlthun. Mit dem Einkochen der Beeren wollten wir schon fertig werden. Das Rezept, die Beeren mit Zucker in gleichen Gewichtsmengen einzukochen, war ja schließlich keine Hererei, und im übrigen lernt man das Küchenhandwerk, wenn man jahrelang in der Wildnis allein haust.

Es war Ende Juli. Eine unerträglich Glut lastete auf der Landschaft. Da zogen wir eines frühen Morgens mit riesigen Holzklübeln bewaffnet in die Taiga auf die Beerensuche. Das heißt "Suche" ist wohl ein wenig übertrieben, es ging nur zum Einsammeln. Ich weiß nicht, ob es noch in einem anderen Lande der Erde so viele wildwachsende Beeren gibt wie in Sibirien. Ganze Waldgebiete, besonders die Sumpftaiga, bedecken die roten und schwarzen Johannisbeeren; ein wundervolles Bild, wenn im Sonnenlicht die dichtgedrängten roten Trauben wie Rubine in durchscheinendem sanften Licht erglühen.

In den Hängen wächst eine große, hochstämmige Heidelbeerart mit tiefblauer Schale und weissem, ganz süßem Fleisch, ohne den leichten Tanningeschmack unserer heimischen Heidelbeere, die aber auch dort unübersehbare Strecken bedeckt.

Dann gibt es Preiselbeeren in Fülle und eine an einem haardünnen Stiel am Boden liegende Moosbeere, vor allem aber noch zwei Köstlichkeiten, deren Namen mir nicht bekannt sind, die aber deswegen nicht weniger herrlich mundeten. Das ist zunächst eine an etwa 30 Zentimeter langer stacheliger Rante wachsende rote Frucht, die auf den ersten Blick unserer Himbeere gleicht und sich beim Würgen in kleine rote Kügelchen auflöst. — dann eine pflaumenähn-

siche, nur viel kleinere Frucht, die sich an dornigen, bis 3 Meter hohen Büschen findet und dort in den Blattwinkeln sitzt. Ihr ganzes Aussehen, vor allem auch der Steinern, ließ uns vermuten, die Urform unserer Pflaume vor uns zu haben. Der Geschmack ist köstlich, herblich, mit einem unaufdringlichen, angenehmen bitteren Nachgeschmack.

Die Sonne war kaum aufgetaucht, da hatten wir schon unsere Kübel halb voll. Rot und blau in allen Schattierungen schimmerten die Beeren, und wenn es uns gerade gelüstete, so verschwand eine Handvoll davon im Munde. Warum auch nicht? Es gab ja genug, so viel, daß man ein ganzes Regiment hätte sattfüttern können, und Zeit hatten wir genug.

So turnten wir von einem der gelben Grasbüschel zum andern — denn wir waren im Sumpfgebiete — kletterten und balancierten über umgestürzte Baumstämme, die manchmal hielten, oft aber auch, wenn sie schon lange im Sumpf lagen, unter unseren Schritten einfach in sich zusammen sanken, wie ein Schwamm, so daß wir oft genug bis zum Knie und darüber ins Wasser gerieten.

Imquill und ich befanden uns in bester Stimmung. Königlich freuten wir uns bei der beginnenden Hitze über unsere leichte Kleidung — wir waren halbnackt — und spotteten weiblich über die Gelei der Sibirialen, die auch im Glutbrand der Sommersonne einhergingen, als sei es bitter kalt.

Nun war die Sonne da. Da kam die Katastrophe!

Imquill fing mit einem Mal an, mit der freien Hand um sich zu schlagen. Auch mir kam es langsam so vor, als ob wir in ein Nest erboster Wespen geraten wären. Tria-den von Fliegen begannen uns zu umschwirren, bald waren wir in einem Nebel von „Muschis“ eingehüllt, kleinen, schwarz-weißen Mücken, über die wir uns gerade vorher noch lustig gemacht hatten. Zu Tausenden hatten wir sie am frühen Morgen sitzen sehen, und alle sahen so schwerfällig und plump aus, als ob sie nicht einmal richtig fliegen könnten. Und deswegen sollte Sibirien ein böses Land sein?

O wir ahnungslosen Dämmer! Wie schnell dämmerte es uns auf, weshalb die Sibirialen sich auch im Sommer so einhüllen, weshalb des Nachts erst oder ganz früh am Morgen die Herden weideten und das Vieh sich tagsüber bis an den Kopf, sogar bis zu den Nasenlöchern ins Wasser zu legen pflegte.

Eine große Wolke umzog uns, summt in hohen und tiefen Tönen, brummelnd die einen, silberlein strahlend die anderen, und fiel dann über uns her.

Wir hatten den Winter über wahrlich allerhand mitgemacht und in vertrackten Tagen wader ausgehalten, aber jetzt dauerte es nicht lange, da erklärten wir uns für besiegt und nahmen Reißaus. Nur ein Riechschwort aus dem „Saratshustra“ hielt den Glauben an unser Bestdum noch mühselig aufrecht: „... hebe nicht die Hand gegen sie, unzählbar sind sie, und es ist nicht dein Los, Fliegenwedel zu sein.“

Es hätte auch nichts geholfen. Und so trefen wir! Und wie! Unsere Kübel, unsere schönen Beeren, alles flog davon. Was lag noch daran! Wenn wir nur fort kamen. Aber die Tierchen waren schneller. Oder lag es daran, daß wir einfach durch eine endlose Wolke von Fliegen und Mücken, Bremsen und Moskitoen liefen? Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich: als wir nach einer halben Stunde in die Liesnaja kamen, da waren wir fürchterlich ausgerichtet.

Arme und Beine, Brust und Rücken, vor allem aber das Gesicht besaß von Beulen und so verquollen, daß die Augen ganz verschwanden und wir nur mühselig blinzeln konnten! Unsere Haus- und Wandapotheke rettete uns vor dem Schlimmsten, vor Eiterungen und giftigen Entzündungen. Denn das Fleisch lag stellenweise bloß. Das war das Werk der Muschis, der kleinen schwarz-weißen Fliegen, über deren Stumpheit und Hilflosigkeit wir uns so geireut hatten.

Diese Plagegeister besitzen eine teuflische Gewohnheit. Kaum haben sie sich an einer Körperstelle niedergelassen, schwirren sie auch schon wieder davon, ein Stückchen ausgegriffene Haut mitreisend. Sie sind das blutigste Bad, das ich kenne.

Na, schön waren die ersten Tage nicht. Wir sahen uns die Liesnaja nur mehr von innen an, unter Schmerzengestöhne und schauerlichen russischen Fluchen — denn dem Russen kommt in dieser Hinsicht doch keiner gleich — dann hatten wir das Schlimmste überstanden. Wir hatten Lehrgeld gegeben und waren herzlich gern bereit, lieber ein paar Pfund unserer geliebten Persönlichkeiten unter biden Kleidern zu verschicken, als noch ein einziges Mal Millionen von Blutsaugern unsere männlich tapfere Stirn zu bieten.

O Sibirien! Neun Monde Winter und drei Monde Fliegen!

Der Besuch im Geisterhaus.

Von Dr. Paul Wirs.

Dem Basser Forschungsreisenden war es vergönnt, einige Jahre auf Neuguinea zuzubringen, die geheimen Sitten der Eingeborenen, ihre graufigen und blutdürstigen Orgien kennenzulernen und gleichzeitig mit ihnen zu leben, wie es bisher nur wenig Forschern möglich gewesen ist. Mit Erlaubnis des Verlags Strecker und Schröder in Stuttgart geben wir nachstehend eine Probe aus seinem schönen, reich illustrierten Werk „Dämonen und Wilde in Neuguinea“.

In der Dämmerung machte ich mich auf. Meinen Jungen sagte ich, daß ich nach dem Boot gehe, schlug aber statt dessen den Weg nach dem Busch ein, den mir Piaring deutlich beschrieben hatte. Ich überschritt das Fließchen Sendar, fand richtig den großen Bambusbusch, den Piaring erwähnt hatte, und schlug mich in der von ihm bezeichneten Richtung durch den Busch, der nirgends eine Spur von einem Pfad oder von Begangensein verriet. Als bald befand ich mich vor einem etwa zwei Meter hohen Zaun, der einen rechteckigen Platz von dreihundert bis vierhundert Quadratmeter umschloß, und erblickte im Innern die hohe, aber kleine, schmale Hütte, die jedoch nirgends einen Zugang besaß. Ich zögerte und lauschte, ob nicht ein menschliches Wesen in der Nähe oder mir nachgeschlichen sei. Auch konnte der Verdacht nicht ausbleiben, wenn man nachträglich die Spuren im Innern finden würde. Die Männer würden zweifellos keinen Spas verstehen und hinterücks Rache an mir nehmen. Der Morgen brach an, Zeit war nicht zu verlieren, und ... entschlossen kletterte ich über den von rohen Baumstämmchen und Ästen verfertigten Zaun. — Jetzt befand ich mich vor dem Geisterhaus!

Nirgends war in den aus Sagoblattribben verfertigten Wänden eine Öffnung zu sehen, doch reichten diese auf allen vier Seiten nicht ganz bis zum Boden herab, unter ihnen mußte man durchkriechen, um ins Innere zu gelangen, was ich auch tat. Mit einiger Enttäuschung blidte ich mich in dem Raume um, der vollständig rot bemalt war, ob mit Blut oder rotem Ton, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Das Ganze machte den Eindruck, als ob es schon längere Zeit nicht mehr betreten worden sei, auch im Gehöft war das Unkraut niehoch gewachsen. Im übrigen schien aber die Hütte nicht sehr alt zu sein, und auch das Blätterdach war vollkommen unbeschädigt. Die eine Hälfte des hohen, ungetheilten Raumes wurde von zwei übereinander angebrachten Fritschen eingenommen, von denen die untere leer, die obere von zwei mumienähnlichen Paketen eingenommen war. Die Verpackung bestand aus zahlreichen Blattscheiden der Nibungpalme und war mit Pflänen sorgfältig verschmückt. Auch die beiden Pakete waren vollständig rot bemalt und wiesen nur an einer Stelle eine kleine Lücke auf, an welcher der ebenfalls rot bemalte Zahnrissab eines Epistropheus hervortrat. Dies war also der Feuerdema mit seiner Gattin. Nichts verriet sonst den Inhalt der Pakete. Gewaltig brach ich an einer Stelle die Umhüllung auf, und ... zum Vorschein kamen lauter rot bemalte Menschenknochen, die von mindestens 25 Personen herrühren mußten. Schädel schienen nicht vorhanden zu sein, diese hatten jedenfalls einem anderen Zweck dienen müssen. Sonst wies der Raum nichts Bemerkenswertes auf. Nur lagen noch hinter den Paketen zahlreiche zusammengekräuselte Holzspäne und mehrere rot bemalte Stöcke von etwa einem Meter Länge, deren Zweck mir jedoch nicht sogleich klar wurde. Erst bei einem späteren wiederholten Besuch der Hütte bemerkte ich, daß sie an einem Ende angebrannt waren und zum Feuerbohren gedient hatten. Und dann fand ich auch das mit eingebraunten Löchern versehene Holz, das als Bohrbrett gedient hatte. Auch die Späne waren jedenfalls zum Anfachen von Feuer verwendet worden.

Sastig verließ ich das Geisterhaus mit zahlreichen neuen Eindrücken, die mich dem Geheimnis des Rapa-dema näher gebracht hatten. Im Sendarflüßchen wusch ich die an mir haftenden Spuren der roten Bemalung des Geisterhauses ab und kam unbemerkt nach dem Festplatz, wo die Alten gerade den Samb-zi anstimmten. Der Festtaumel hatte seinen Höhepunkt erreicht. Von den in Schweiß Gebadeten wurden mit aller Wucht die Trommeln bearbeitet, während die Stimmen schon bedenklich heiser klangen. Die Weiber liefen mit Sagotüchern hin und her, von denen jeder sorgfältig in ein junges Kolosblatt eingeflochten war, und hingen sie den Gatten und Brüdern um die Schultern. Der Gesang verstummte, die Trommeln wurden beiseite gelegt, und jeder beeilte sich, den Festplatz zu verlassen, um im Busch seinen Wati zu lauen und sein Schläfchen abzuhalten.



Wenn Frauen Briefe schreiben . . .

Man sagt, die Tage des Briefschreibens seien vorüber, unsere unruhige Generation habe keine Zeit mehr für schriftlichen Gedankenaustausch. Das mag richtig sein, wenn man den Ton auf das Wort Gedanken legt. Man schreibt heute nicht mehr oder kaum zum Vergnügen oder Zeitvertreib, wohl aber hat man sich Sachliches mitzuteilen und tauscht weniger Meinungen und Ansichten als Nachrichten aus. Eins aber ist unbestreitbar: Das Hauptkontingent der Briefschreiber, wenigstens so weit es sich um persönliche Beziehungen handelt, stellen nach wie vor die Frauen. Sie halten die Verbindung aufrecht zwischen den Familienmitgliedern, sie schreiben an den in der Ferne weilenden Sohn, an die Tochter, während „Vater“ gewöhnlich nur „grüßen läßt“ und „das Geld abgeschickt hat“ usw. Auch wird man finden, daß die Braut, die Frau, sich schneller und leichter zum Briefschreiben „aufschwimmt“, als der Mann; die „Herren der Schöpfung“ haben im allgemeinen eine Abneigung gegen das Briefschreiben.

Also, daß Frauen Briefe schreiben, auch heute noch, steht fest, und es ist nun durchaus nicht gleichgültig, wie sie sie schreiben. Wir Frauen sollten nicht vergessen, daß jeder Brief, den wir in die Welt hinausgehen lassen, sozusagen unseren Stedbrief bildet, und die immer noch wieder auftauchende Behauptung von der mindestens geistigen Minderwertigkeit der Frau findet leider so oft ihre Nahrung und Unterstützung in der Tatsache, daß so wenige Frauen fähig sind, einen einwandfreien Brief zu schreiben.

Das gilt schon von Äußerem: Frauen nehmen mit Vorliebe und aus falscher Sparlichkeit abgerissene Zettel und dergl. für ihre Mitteilungen; Briefbogen und Briefumschlag passen nicht zusammen; man kritzelt mit Bleistift oder verwischt die Zeilen. Man schreibt krumm und schief, man überspringt Briefseiten oder vergißt, die Blätter zu nummerieren. Von der unheimlich verbreiteten Frauenkrankheit der Nachschriften, die sehr oft das Eigentliche des ganzen Briefes enthalten, will ich lieber schweigen; aber geradezu verheerend groß ist die Zahl der Frauen, die grundsätzlich weder Komma noch Punkt setzen, von anderen zur Sakalisierung nötigen und nützlichen Zeichen ganz abgesehen!

Nun zum Inhalt: Man wirft der Frau oft Unschärflichkeit vor, und in der Tat: wenn man einen solchen typischen Frauenbrief zu lesen bekommt, in dem die Gedanken wie Kraut und Rüben durcheinanderwirbeln, so kann einem oft die Verzweiflung anwandeln. Ein gutes Mittel, um einen klaren und übersichtlichen Brief zu schreiben, besteht darin, sich vorher selber zur Rechenschaft zu zwingen über das, was man schreiben will. Am besten macht man sich auf einen Zettel eine kurze Einteilung durch Stichworte, deren Reihenfolge man aber dann auch wirklich innehalten muß. „Das schmeckt nach Schulaufsatz!“ werden manche Frauen sagen und sich schäudernd abwenden, aber nur Gemach! Das Hilfsmittel kann ja wieder verschwinden, sobald es seinen Zweck erfüllt und uns die Sichtung und Ordnung unserer Gedanken zur Gewohnheit gemacht hat.

Daß man Augenblicke persönlicher Verstimmung nicht als den geeigneten Zeitpunkt zur Abfassung eines Briefes betrachtet, sondern seinen Zorn erst abkühlen lassen soll, ist auch eine Mahnung, die besonders für Frauen gilt. Ebenso die, in der Ferne weilenden Lieben das Herz nicht schwer zu machen durch die Schilderung von Nöten und „die jene nicht ändern können. Andererseits soll man aber auch keine „Potemtschen Dörfer“ bauen, so zum Beispiel den abwesenden Familienvater durch allzu optimistische Schilderungen in Unkenntnis tatsächlicher Verhältnisse lassen, die er durch rechtzeitiges Eingreifen bessern könnte usw.

Im Ganzen ist die Frage der Briefschreiberin auch eine solche des weiblichen Tastes und Gemütes und müßte als solche ja eigentlich den Frauen besonders gut liegen. Glücklicherweise sind ja auch die Frauen nicht selten, die jedem ihrer Briefe, sei er nach Form, Aussehen und Rechtschreibung auch noch so ansehbar, einen Hauch ihrer Persönlichkeit und von Güte und Herzenswärme mitzugeben wissen; das sind die Frauen, deren Briefe man bis zur Unleserlichkeit mit sich herumträgt und nicht vergißt, auch wenn die Schreiberrinnen längst der Rasen deckt. Es sind die Briefe der Mutter, die wir immer schön finden, weil Liebe sie diktierter. Das möge den Frauen zum Trost dienen, denen es wirklich schwer fällt — Briefe zu schreiben! R. B.-Sch.

Die gute Stube.

Was sie ist und was sie sein könnte.

Es liegt so viel Freundlichkeit und bescheidene Lebensfreude in dem Worte „gute Stube“, wenn man es richtig versteht. Daß man einen Raum in seiner Wohnung haben möchte, den man nicht täglich benutz, einen Raum, in dem zusammengetragen wird, was einem besonders lieb und wert ist, einen Raum endlich, den man festlich schmückt, um festliche Stunden in ihm zu begehen, das ist an und für sich ein guter und richtiger Gedanke. So wenig man den Sonntag, den Feiertag, das Familienfest oder dergl. im Alltagskleid und in der Küchenschürze begeht, so wenig kann man Feste feiern in einem unfestlichen Raum, und die „gute Stube“ hat somit ihre Existenzberechtigung erwiesen.

Was aber haben nun viele Frauen aus ihrer guten Stube gemacht? Ach, es kann einen jammern! Wie wenige wissen, eine gute Stube einzurichten, wie wenige wissen, sie zu erhalten! Die Anhäufung von Möbeln und Wertobjekten tut es nicht, auch nicht das peinliche Instandhalten eines solchen Raumes in festgefäster Ordnung — die Befestigung ist das Entscheidende!

Es gibt Frauen, die haben nicht nur eine gute Stube, sondern mehrere, womöglich ineinandergehend, eine „Flucht“ nennen sie das stolz! Oder sie sprechen nicht von ihrer guten Stube, sondern von ihrem — Salon! Sie pferchen sich und ihre Familie in enge und dunkle, schwer zu lüftende und unfreundliche Hinterzimmer, verzichten lieber auf Hygiene und Behagen, als auf die Vortäuschung eines Wohlstandes, der in Wahrheit vielleicht ihre Verhältnisse weit übersteigt, und verbringen ihr Leben und ihre Kraft damit, die „kalte Bracht“ dieser Staatsräume in Ordnung zu halten. Wirklich benutz dürfen sie nicht werden; ist die Preisgabe dieser Hausfrauenfestliche wirklich einmal nicht zu umgehen, so gibt es vorher und nachher Reinigungserzesse und verstimmte Gesichter. Man liest deutlich auf dem Gesicht der Besitzerin das schmerzliche Bedauern, wenn sich jemand auf „die guten Sessel“ setzt, das Entsetzen über Zigarrenrauch oder Weinflecke, das nur durch die gesellschaftliche Höflichkeit zurückgedrängt wird, und den brennenden Wunsch, es möchte doch erst „alles vorüber“ sein!

Wenn man in der Lage ist, von seinen Wohnräumen einen für besondere Zwecke zurückzubehalten, so darf dieses Zimmer doch nie den Charakter der Unbewohntheit haben. Es darf nicht verschlossen sein wie eine Gruft und auch nicht Ablagerungsstätte für allerlei nicht regelmäßig Gebraucht, das erst beiseite geräumt werden muß, wenn das Zimmer benutzt werden soll. Man soll sich die „gute Stube“ nicht fix und fertig vom Möbelhändler hinstellen lassen und ihren Schmuck von der Mode oder Kostbarkeit bestimmen lassen. Und man soll keine Kissen, Decken, Stühle oder sonstige Gebrauchsgegenstände darin haben, die keine Benutzung vertragen — andererseits aber soll und muß sie natürlich verbotenes Gebiet sein für schmuckige Kinderstühle, für Kinderspiele und Alltagsarbeit. Sie soll im Anschluß an die täglich benutzten Räume liegen; man soll sie täglich lüften und stets gebrauchsfertig halten.

Das Weilen in der „guten Stube“ muß bewußt und gewollt etwas Besonderes, etwas Festliches sein; sie soll uns Ausruhen, Behagen, Heiterkeit und gehobene Stimmung vermitteln. Darum sammeln wir in ihr, was uns besonders lieb und wert ist.

Die Art, Hausfeste zu veranstalten, indem man die Familie festlich versammelt und ihre Muße befeuert, die muß der Geist der guten Stube sein. Ina Wolters.

Praktische Winke.

Silberne Handtaschen zu reinigen. Auch die silbernen Handtaschen werden mit der Zeit dunkel und unansehnlich. Man kann sie aber auf eine ziemlich einfache Weise wieder reinigen. Zunächst muß man das Futter aus der Tasche herausstreifen. Dann bringt man eine Salmiaklösung zum Kochen und legt die Tasche hinein, läßt sie etwa 20 Minuten bis zu einer halben Stunde auskochen, nimmt sie heraus, stellt sich eine Schüssel mit lauwarmem Wasser zurecht, nimmt eine ziemlich harte Bürste und bürstet die Tasche gründlich mit Seife ab, indem man immer wieder gründlich nachspült. Nachdem man noch in ganz klarem Wasser nachgespült hat, legt man die Tasche ohne abzutrocknen in Sägemehl und läßt sie etwa 12 Stunden darin liegen.